

Christoph Hutter

Trennung und Scheidung – nicht nur ein persönliches Problem¹

Einführung

Was passiert, wenn die Liebe in einer Partnerschaft stirbt? Was passiert, wenn in Partnerschaften von Trennung die Rede ist oder von Scheidung? Was passiert, wenn unsere Gesellschaft immer mehr davon geprägt ist, dass das Ende der Liebe, die Trennung, die Scheidung „Normalität“ ist – zumindest nicht zu leugnendes, unübersehbares Faktum. Dies sind sicherlich keine „neutralen“, „wissenschaftlichen“ Fragen, es sind vielmehr Fragen, die dazu herausfordern Position zu beziehen. Für oder gegen diesen oder jenen Umgang mit Trennung und Scheidung, für oder gegen „ergebnisoffene“ Beratungsprozesse mit Rat Suchenden, die in Trennungskrisen eine Beratungsstelle aufsuchen.

Ich möchte in meinen Überlegungen dem Dreischritt Sehen-Urteilen-Handeln folgen, dem die Überzeugung zugrundeliegt, dass verantwortbares Handeln sein Fundament in einer wachen Wahrnehmung gesellschaftlicher Realität und in klar formulierten Optionen haben muss.

1. Im ersten Teil – „Sehen“ – wird dabei der individuelle Leidensdruck der Betroffenen...
2. und die gesellschaftliche Erregung angesichts der heute eskalierenden Trennungsdynamik in den Blick genommen.
3. Auf der Suche nach Handlungsoptionen geht es in einem zweiten Teil – „Urteilen“ – um die Frage, warum es so schwer ist dem Thema der Trennung und den getrennt Lebenden vorbehaltlos gegenüber zu treten.
4. Eine Orientierung kann hier Horst-Eberhard Richters Analyse des Gotteskomplexes geben. Diese schärft den Blick für die strukturelle Überforderung, der das Bild einer „glücklichen Beziehung“ heute ausgesetzt ist.
5. Weitergeführt werden diese Analysen mit der provokativen Frage, ob „kontinuierliche familiäre Beziehungen“ angesichts der modernen Imperative der Individualisierung, der Gewinnmaximierung und der Beschleunigung nicht letztlich als anachronische Lebensformen zu verabschieden sind.
6. Der zweite Teil endet mit der Vermutung, dass Geschiedene zu Projektionsflächen gesellschaftlicher Verletzungen gemacht werden...
7. und mit drei Gegenbildern, in denen eben dies vermieden werden soll.
8. Im Teil „Handeln“ geht es schließlich darum, einen wünschenswerten gesellschaftlichen Umgang mit dem Thema und den Betroffenen zumindest in einigen Facetten zu beschreiben.

¹ Der Beitrag erschien ursprünglich in: Christoph Hutter / Michael Hevicke / Bernhard Plois / Birgit Westermann (Hg.). Herausforderung Lebenslage. PraxisReflexe aus der Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatung. Münster: LIT-Verlag. 2. Aufl. 2005. S. 215-230.

„SEHEN“

1. Wider die Trivialisierung der Trennung – Wenn die Liebe stirbt, ist dies auch ein persönliches Problem!

Anfang 2001 hat der ehemalige Münsteraner Kirchenrechtsprofessor und jetzige Soziologe Horst Herrmann eine Publikation mit dem Titel *Liebesbeziehungen – Lebensentwürfe. Eine Soziologie der Partnerschaft* vorgelegt. Im Vorwort formuliert er seinen selbst gestellten Auftrag „einer nach wie vor liebesgläubigen jungen Generation einige ernüchternde Erfahrungen und Fakten mit auf den Weg geben zu müssen“ (Herrmann 2001, 6). In Auseinandersetzung mit den „ererbten Strukturen“, der „Suche nach neuen Formen der Beziehung“ und den „Phasen eines Liebesverhältnisses“ zieht er darin seine Konsequenzen. Sein Schluss ist, dass es für ein Prinzip partieller Bindung an einen Partner, „das für eine vernünftige Trennung offen bleibt“, viel eher Zukunftschancen gäbe als für *totale* Beziehungen, die total unmöglich seien. „Auch wenn der Gedanke an eine nur zeitweilig tragfähige Partnerschaft heute noch manche schmerzt“ (285). Herrmann hält auch eine deutliche Bewertung dieser Entwicklung bereit: „An sich spielt es kaum eine Rolle, ob eine Ehe oder eine eheähnliche Gemeinschaft scheitert“, problematisch ist allein, wenn die Beteiligten nicht unter dem gebotenen juristischen Schutz miteinander verkehren und scheitern. „Wer deshalb seine Liebe nicht mit einem Trauschein besiegeln will, sollte sie unter Vertrag nehmen“ (288f.; kritisch dazu Beck 1990, 207f.). Vor dem Hintergrund einer solchen Positionierung verwundert es nicht, wenn Herrmann in einer „wohlwollenden Schätzung“ die Zahl der „scheidungsreifen oder trennungsfähigen Partnerschaften“ zwischen 50 und 70 Prozent beziffert (143) und damit ein empirisches Fundament für seine Thesen zu suggerieren versucht.

Die Lektüre vermittelt den Eindruck, dass sich Herrmann nicht nur einer ungeschminkten Realität zu stellen versucht, sondern dass er dies vor dem Hintergrund einer klaren normativen Setzung tut. Er verkündet – bewusst oder unbewusst, vielleicht in einem über das Ziel hinauschießenden emanzipatorischen Interesse – die muntere Beziehungslosigkeit: Trennung und Scheidung sind – wohl abgesichert – keine persönlichen Probleme und schon gar keine gesellschaftlichen. Damit verdoppelt er nicht nur die gesellschaftliche Abwehr des Scheidungsthemas, mit der ich mich im Folgenden näher auseinandersetzen möchte. Er übergeht auch beinahe zynisch, dass die Trennung von Beziehungen für die Betroffenen, Eltern wie Kinder, fast immer auch Leid und die Zerstörung von Lebensmöglichkeiten beinhaltet.

Was Scheidung gesellschaftlich bedeuten kann und muss, kann legitimerweise erst angesichts konkreter Trennungsbiografien verstanden und entwickelt werden, angesichts von Biografien, die mit der Auflösung von Ehen und mit den gesellschaftlichen Reaktionen darauf konfrontiert wurden. Auch wenn die Zahlen bei weitem nicht so dramatisch sind wie manche effektheischenden Untersuchungen glauben machen wollen, ist eine Scheidung – neben der längst fälligen Befreiung oder dem endlich möglichen Entwicklungsschritt, aber dies ist hier nicht das Thema – *auch* ein Faktor, der die Lebensqualität nachhaltig beeinträchtigen kann und dies in den allermeisten Fällen auch tut. Dabei geht es um den Verlust der sozialen Einbindung, um Isolation und Einsamkeit ebenso wie um ökonomische Belastungen; um gravierend eingeschränkte Freiräume derer, die die Haupterziehungsverantwortung für gemeinsame Kinder tragen ebenso wie um die oftmals nur mühsam und unbefriedigend aufrechterhaltbaren Beziehungen zu Kindern bzw. Elternteilen, die nicht mehr im gleichen Haushalt leben;

um den Verlust gemeinsam konstruierter innerer und äußerer Welten – von gemeinsamen Orten, Musikstücken, Lebensstilen, Erinnerungen – ebenso wie um die Spätfolgen (sleeper-effekte) von Scheidungskindern, die sich besonders bezüglich der Lebenszufriedenheit im Erwachsenenalter nachweisen lassen (Willi 1991, 17-19; Schneewind et al. 1998, 1104f.). Und selbst wenn es immer wieder Einzelne gibt, die als scheinbare/offensichtliche Gewinner oder zumindest „ungeschoren“ aus einer Trennung hervorgehen, gelingt eine positive Scheidungsbewältigung allzu häufig nur einem von beiden Partnern.

„Was für die eine Seite ein Gewinn, ist für die andere eine Katastrophe. Häufig ist einer von beiden nicht mehr in der Lage, sich noch einmal eine Welt mit nur annähernd soviel Reichtum an Bezügen zu schaffen. Die Intensität, die sich aus dem gemeinsamen Existenzaufbau und der Familiengründung ergab, reicherte ein Potential an, das sich in einer neuen Beziehung oft nicht wiederholen lässt.“

Von den Scheidungsverlierern, von denen, die persönlich, sozial oder wirtschaftlich nicht zurechtkommen, hört man selten; sie ziehen sich beschämt zurück oder werden geflissentlich übersehen (Willi 1991, 19f., 131f.).

2. Scheidung als Stigma und Charisma – die gesellschaftliche Dimension

Bereits die beiden vorgestellten Standpunkte belegen, dass man über Trennung schwer emotionslos und kaum unpositioniert sprechen kann. Scheidung ist ein gesellschaftlich hoch relevantes und aufgeladenes Thema. Geschiedene stehen im Mittelpunkt des Interesses, werden beobachtet, sind Auslöser vielfältiger Projektionsprozesse, werden je nach Kontext ausgegrenzt, verschwiegen oder gemieden oder unter einen besonderen Schutz – was immer auch heißt unter besondere Kontrolle – gestellt. Dazu drei Beispiele:

1. Die Ehe ist – unter dem besonderen Schutz des Grundgesetzes – eine zentrale gesellschaftliche Institution; ihr gilt – wie ihrem Pendant, der Scheidung – das besondere Interesse der Öffentlichkeit, egal ob in der Boulevard-Berichterstattung, ob als literarischem Thema oder als wissenschaftlichem Forschungsgegenstand.
2. In fast allen Religionen sind Ehe und Familie ein wichtiges Thema theologischer und ethischer Reflexion.
3. Allein Erziehende klagen, dass ihre Kinder strenger beobachtet werden als andere und die geringste Auffälligkeit als Scheidungsfolge interpretiert wird. Dies passiert, obwohl Anpassungsschwierigkeiten von Kindern (aggressives Verhalten, unterdurchschnittliche Schulleistungen) statistisch deutlich weniger vom Faktum der Scheidung abhängen als vom Konfliktniveau in der Familie. Anlog gilt übrigens auch für die Erhebung von Unterschieden zwischen Scheidungs- und Nicht-Scheidungsfamilien, dass die nachweisbaren Effekte umso schwächer ausfallen, je methodisch elaborierter die Untersuchungen sind (Schneewind et al. 1998, 1104f.).

„URTEILEN“

3. Die Fragestellung: Nachdenken über Themen, die nicht sein dürfen

So bleibt zu resümieren, dass Trennung und Scheidung Einschnitte sind, die das Leben der Betroffenen massiv belasten. Gesellschaftlich wird das Thema nicht einfach übersehen, sondern sehr wohl emotional beteiligt wahrgenommen. Bei aller gesellschaftlichen Wahrnehmung von getrennt und geschieden Lebenden bleibt jedoch – möchte man den vielfältigen Erzählungen der Betroffenen Glauben schenken – ein Rest, der die offene und vorbehaltlose Auseinandersetzung mit dem Thema und eine unaufgeregte Akzeptanz von Geschiedenen schwierig macht.

In dem bezaubernden Film *Chocolat* gelingt es einer Frau in einem verstockten, mit spürbar gesellschaftskritischem Impetus stilisierten französischen Städtchen, sich mit Hilfe der geheimnisvollen, allein erziehenden (und deshalb den Bewohnern von Anfang an höchst suspekten) Mademoiselle Vianne von ihrem Mann, der sie schlägt und unterdrückt, zu trennen. Der Bürgermeister, unbelehrbarer Anwalt dieser Gesellschaft, drillt ihren Mann in „gut christlichem Benehmen“, um die Ehe um jeden Preis zu retten. Als der so „abgerichtete“ Gatte im schlecht sitzenden Anzug und mit einem jämmerlichen Blumenstrauß vor der Türe von Viannes Chocolaterie steht, in die sich seine Frau geflüchtet hat, versucht er diese mit den Worten zurück zu zwingen: „In den Augen Gottes sind wir noch immer verheiratet“. Darauf so unmissverständlich wie unverstanden ihre Antwort: „Dann muss Gott wohl blind sein“.

Chocolat skizziert eine Welt, in der es keine Scheidung und deshalb auch keinen Umgang mit Scheidung geben darf. Akzeptiert man diese französische Stadt als – sicherlich überzeichnete – Metapher für unsere gesellschaftliche Realität, für das peinlich betroffene Wegschauen von Trennung, für die vorschnelle Identifikation mit den Scheidungsgewinnern (denn die Verliererseite ist noch weniger zu ertragen) und für die Konstruktion einer gesellschaftlichen Besonderheit, die doch längst Normalität geworden ist, dann stellt sich die Frage, warum der Blick auf Scheidung so schwer fällt. Was zeigen uns Geschiedene, was wir nicht sehen wollen und ertragen können? Dazu möchte ich in diesem Text einige Überlegungen anstellen.

4. Die Kunst einen realistischen Blick auf die eigene Beziehung zu ertragen – H.-E. Richters Analyse des Gotteskomplexes

4.1 Der Gotteskomplex

Der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter beschreibt in seiner Monografie *Der Gotteskomplex – Die Geburt und die Krise des Glaubens an die Allmacht des Menschen* (1986), wie sich der Mensch im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit aus dem Gefühl völliger Abhängigkeit von einem allmächtigen Gott emanzipiert hat. Dieser Schritt in die Freiheit stürzte ihn in tiefe Verunsicherung und Schutzlosigkeit, der er dadurch zu entkommen versuchte, dass er sich der Natur und ihrer Mächte immer hemmungsloser bemächtigte. Aber die Balance ging verloren und der Mensch hat die vorher Gott zugeschriebene Allmacht an sich gerissen, verinnerlicht, sich mit Gott identifiziert. Der Mensch erhob sich – wie Freud es genannt hat – zum „Prothesengott“. Verdrängt wurde im Allmachtswahn der westlichen Fortschrittsgesellschaft ihre Kehrseite, das Terrain, aus dem der Mensch gekommen ist: Verdrängt wurden die Gefühle von Ohnmacht, Leid, Passivität und Abhängigkeit. Das verzweifelte Gefühl von Omnipotenz und Perfektion und die Unfähigkeit Zerbrochenes und Fragmentarisches ertragen zu

können sind die beiden Seiten des Gotteskomplexes des modernen Menschen (Richter 1986; 2001, 186-188).

4.2 Die Erwartung maßlosen Glücks

Bezogen auf Beziehungen und Ehen bedeutet Richters Analyse, dass sie zu perfekten Orten maßlosen Glücks werden müssen, an denen all unsere Bedürfnisse – der „Welt-hunger des modernen Menschen“ (Gronemeyer 1998, 48) – gestillt werden können. Völlig aus dem Blick kommt dabei, dass nach der romantisierenden Privatisierung der Ehe, nach ihrer Abkoppelung von ökonomischen oder politischen Interessen, Reproduktion und gemeinsamer Arbeit, die Liebe selbst zur Arbeit, zu Beziehungsarbeit wird. „Die Liebe, so wie sie unter den modernen Bedingungen sich zeigt, ist kein einmalig durchgesetztes Ereignis, sondern eines, das täglich aufs neue erkämpft werden muss. [...] Das verlangt eine Mischung aus Engelsgeduld und Frustrationstoleranz“ (Beck-Gernsheim 1990, 132f.). Aus dem Blick gerät auch, dass Vollkommenheit und Omnipotenz immer schon Konstrukte waren, die jenseits einer religiösen oder utopischen Einbindung als reale Erwartungen ihren Sinn verlieren.

Die Konsequenzen sind alltäglich und nicht schwer zu identifizieren. „Statt zum Raum der Geborgenheit droht der private Schauplatz ob der wechselseitigen Überbeanspruchung durch Versorgungswünsche zur Arena zu werden“, in der um Anerkennung und Liebe, dabei aber um die Durchsetzung eines unmenschlichen Ideals gekämpft wird (Wintels 2000, 71). Das Thema der modernen Liebesliteratur wird mehr und mehr „Sie können zusammen nicht leben“, die Liebenden waten im Sumpf einer kollektiven Glücksideologie (Beck-Gernsheim 1990, 133f.), und viele Beziehungen sind durch die überhöhten Ansprüche von vornherein zum Scheitern verurteilt.

4.3 Die Krankheit nicht leiden zu können

Ebenso bedeutsam für das Verständnis von Beziehung und Scheidung ist die Kehrseite der Medaille, „die Krankheit nicht leiden zu können“, wie Richter den zweiten Teil seines Buches überschreibt. Er arbeitet heraus, dass es „zu den noch am wenigsten gelösten Schlüsselproblemen unserer Zivilisation gehört, [den] Umgang mit der Schwäche, mit der Zerbrechlichkeit, mit der Endlichkeit“ zu erlernen (Richter 1986, 129). Denn wenn ich selbst omnipotent und meine Beziehung die Vollendung menschlichen Glückes sein muss, verlangt dies eine beständige Abwehr der Erfahrung von Brüchigkeit, Verletzlichkeit, Fragmentierung und Sterben-müssen. Dies ist ein Bemühen, das letztlich nur in einer paralyisierenden Berührungsangst und einer selbst auferlegten Kontaktsperre zu eben diesen Gefühlen enden kann (Gronemeyer 1998, 49).

Jürg Willi fragt provokativ, wieviel Leid und Begrenzung mit einer zufriedenstellenden Ehe denn überhaupt vereinbar seien (Willi 1991, 16). Und er fragt dies vor dem Hintergrund, dass sich Beziehung immer in dem Spannungsfeld von Verschmelzungssehnsucht und dem letztlich doch Getrennt-bleiben in der Liebe bewegt (Willi 1991, 346), zwischen den Polen der Idealisierung und der alltäglichen Erfahrung, dass die dabei entstehenden nicht einholbar sind. Denselben schmerzhaften Kontrast nimmt Kurt Tucholsky 1930 in seinem Gedicht „Danach“ aufs Korn, wenn er räsoniert: „Es wird nach einem happy end – im Film jwöhnlich abjebldt“, und wenn er zu dem Ergebnis kommt, dass das wohl auch gut so sei, denn was danach kommt, sei kaum erträglich: „Dann quäl'n sie sich durch manches Jahr...“ (Tucholsky 1983, 693f.). Und auch Ephraim Kishon markiert die Differenz zwischen Liebesideal und Eherealität und entwickelt daraus sein heiteres Trauerspiel „Es war die Lerche“: Romeo und Julias Be-

ziehungsalltag nach dreißig gemeinsamen Jahren, eine literarische Verneigung vor der Wirklichkeit Liebender, in der es beides gibt: zärtliche Umarmung und Streit, „selbst wenn sie Romeo und Julia heißen“ (Kishon 1991, 41, 66).

4.4 Die Wertschätzung des Fragments und die Suche nach symmetrischen Beziehungsbildern

Sowohl in den Allmachtsphantasien auf der Suche nach maßlosem Glück als auch in den Ohnmachtserfahrungen scheiternder Beziehungsrealität ist eine Begegnung mit den von Trennung und Scheidung Betroffenen oft unerträglich. Entweder sie werden zu Projektionsflächen für Phantasien noch größerer persönlicher und sexueller Freiheit und zu denen, die die vollkommene Beziehung noch vor sich haben und frei sind für das große Glück. Oder sie werden ausgeblendet, als könnten sie das Selbstbild der eigenen Beziehung beschmutzen; unerträglich wie der Gedanke, es könnte Parallelen geben zwischen dem, was sie erlebt haben und dem, was man selbst täglich erlebt. Die unerträgliche Vorstellung, sie könnten nur konsequenter gewesen sein, macht sie zur wandelnden Anfrage an die eigene Lebensführung. Das erste was also fehlt, um sich auf das Trennungsthema einzulassen, ist die Wertschätzung des Fragments. Der ehrliche Versuch, sich mit dem Gedanken anzufreunden, dass das eigene Leben Fragment ist und bleibt.

Und es fehlt ein zweites zwischen den Bildern von Allmacht und Ohnmacht,

„nämlich das Bild von Menschen mittlerer Größe, die sich in einer Gemeinschaft miteinander auf gleicher Stufe befinden, die ihre Freiheit in dieser Gemeinschaft und nicht gegen sie verwirklichen wollen und die ihre Abhängigkeit untereinander nicht als einseitige Unterdrückungsverhältnisse hassen oder fürchten müssen, sondern als sinnvolles symmetrisches Aufeinanderangewiesensein bejahen können“ (Richter 1986, 218).

Erst mit einem inneren Bild von Menschen gleicher Größe wären Geschiedene nämlich Gegenüber und nicht mehr Scheidungssieger oder -verlierer und nicht mehr stigmatisiert oder Träger einer charismatischen Botschaft.

5. Ehe und Beziehung als anachronistische Lebensformen?

Den Gedanken, dass die Abwehr Geschiedener eine Abwehr der Wahrheit über Beziehungen ist, möchte ich mit drei Beobachtungen zur gesellschaftlichen Realität von Beziehungen weiterführen, die alle bewusst machen, dass die Entscheidung heute in verbindlichen Beziehungen zu leben immer auch gegen den herrschenden Zeitgeist getroffen und durchgehalten werden muss. Trennung und Scheidung legen den Finger in die Wunde, dass in einer Zeit, die sich Individualisierung, die Plausibilitäten des Marktes und fortwährende Beschleunigung auf ihre Fahnen schreibt, die Ehe oder eine ähnlich angelegte Beziehung zum Anachronismus zu werden droht.

5.1 Beziehung als Verzicht auf individuelle Möglichkeiten

Tzevan Todorov schreibt in seiner aufrüttelnden Anthropologie *Abenteuer des Zusammenlebens* gegen einen erschreckenden Konsens der europäischen Geistesgeschichte an: „Wessen Partei man auch ergreift, stets übernimmt man zugleich eine Bestimmung des Menschen als solitäres, nicht gesellschaftliches Wesen“ (Todorov

1998, 13). Das fatal Vergessene ist die Einsicht, dass der Mensch zwar in seiner eigenen Haut lebt, „aber zu existieren beginnt er nur durch den Blick anderer“ (71), durch die Anerkennung, die der „Sauerstoff der Seele ist“ (74). Mit gleicher Weitsicht formuliert Hilde Domin in ihrem lyrischen Text „Es gibt dich“: „Dein Ort ist / wo Augen dich ansehen. / Wo sich die Augen treffen / entstehst du. [...] Es gibt dich / weil Augen dich wollen, / dich ansehen und sagen / dass es dich gibt“ (Domin 1987, 208).

Die Verdrängung dieser Angewiesenheit führt in der Moderne zu einem Strudel, der das Individuum immer beziehungsvergessener um seine eigenen Wünsche und Ziele kreisen lässt. In der Folge ist die Plausibilität von Beziehungen unmittelbar daran gebunden, dass sie individuelle Wünsche erfüllt. „Überspitzt ließe sich sagen: Das Zusammenleben lohnt sich nur so lange, wie es mit dem Partner zusammen am lustigsten, interessantesten, sexuell erfüllendsten, kreativ stimulierendsten und intellektuell anregendsten ist“ (Willi 1991, 14f.). Bleibende Messlatten sind, dass die persönliche Freiheit nicht eingeschränkt wird und dass Selbstverwirklichung, Autonomie und Unabhängigkeit gefördert werden.

„Solchen Anforderungen genügt aber oft eine unverbindliche, nur sich selbst dienende Liebesbeziehung weit besser als eine auf Dauer angelegte Lebensgemeinschaft. Dieser werden vielmehr Gewohnheitsrechte, Besitzansprüche und Abhängigkeiten zugeschrieben“ (Willi 1991, 15).

Was hier als Anspruch an eine Beziehung benannt wird, ist im Falle der (unvermeidlichen) Enttäuschung ein häufiges Motiv Partnerschaften zu beenden.

Der Soziologe und Therapeut Jacob Levi Moreno hat dies bereits vor über fünfzig Jahren als alarmierende Entwicklung beschrieben, die sich parallel auf individueller und gesamtgesellschaftlicher Ebene vollzieht. „Wir haben uns voneinander isoliert. [...] Wir haben vergessen, dass wir eine Gemeinschaft von Menschen sind und dass jeder einzelne, tot oder lebendig, darin eine Bedeutung hat.“ Auf der Ebene des Individuums bedeutet dies die andauernde Gefährdung seines Beziehungsnetzes. Nur wenige Beziehungen, die es konstituieren, werden als kontinuierlich und dauerhaft erfahren. Die meisten „sind fragmentarisch und enden auf höchst unbefriedigende Weise“. Die Konsequenz ist eine langsame Ausdünnung des Beziehungsnetzes bis hin zu seiner gänzlichen Auflösung, dem „sozialen Tod“ des Menschen. Analog dazu gibt es eine Beziehungs- oder Kohäsionsschwäche der Gesellschaft, in der Individuen, aber auch Gruppen immer weniger echten Kontakt miteinander haben (Hutter 2000, 289f.).

Insgesamt zeigt sich der Individualisierungsschub des modernen Menschen in seiner krank machenden Seite – unbestritten schafft die Individualisierung auch viele Lebenschancen – als immense Schwierigkeit zwischen seinen individuellen Wünschen und seiner beinahe vergessenen Angewiesenheit auf Beziehung einen guten Platz zu finden, an dem der Mensch verharren kann, ohne von dem Gefühl persönlich zu kurz zu kommen weitergetrieben zu werden.

5.2 Beziehungen als Geschäft, das sich rechnen muss

Auch eine zweite Entwicklung der Moderne beeinträchtigt Partnerschaften unmittelbar – die „Kolonialisierung der Lebenswelt“ (Habermas): Die Systeme von bürokratischer Macht und Finanzmacht wurden so perfektioniert und ergänzen sich dermaßen passgenau, dass sie eine geschlossene Logik bilden, die in immer mehr Bereiche eindringt, sie zersetzt und ihren Plausibilitäten unterwirft. Familien, das absolute „Nicht der

Marktgesellschaft“ (Beck 1990, 208), werden zu Orten, die verwaltet und verrechnet werden, Beziehung wird zur Ware, Partnerschaft zum Geschäft.

Längst hat diese Deformation Einzug in die *Alltagssprache* gehalten: eine Beziehung muss kalkulierbar sein und sich rentieren; es gilt als unklug zuviel in eine Partnerschaft zu investieren; Beziehungsarbeit muss sich bezahlt machen. Vor einer evolutionistischen Folie und erschreckend neutral wird die entsprechende Praxis zu dieser Sprachregelung von Horst Herrmann zur Kenntnis genommen:

„Nur jene Organismen überleben, die auch die anfallenden Kosten gegenüber dem tatsächlichen Nutzen abzuwägen imstande sind. Sie müssen also mit ihrer Gesundheit, ihrer Kraft, ihren Gefühlen, ihrer Zeit haushälterisch umzugehen verstehen, denn die natürliche Selektion begünstigt die guten Ökonomen“ (Herrmann 2001, 262).

Aber nicht nur die Sprache, mit der über Beziehungen gesprochen wird, ist beschädigt, auch die Brillen, mit denen sie wahrgenommen werden, verzerren die Realität bis zur Unkenntlichkeit: *Beziehung wird messbar* oder besser, das was messbar ist, wird zur Beziehung stilisiert. Angefangen mit den beiden Kinsey-Reports, die vor 50 Jahren die Normalität der Sexualität erhoben – was für damalige Verhältnisse natürlich ein höchst emanzipatorischer Akt war – entwickelte sich eine Flut von Zahlen über alle Bereiche der Partnerschaft. Die Folgen sind Leistungsdruck, Effizienzdenken, Beziehungstests und im Zweifelsfall das Recht auf Reklamation im zwischenmenschlichen Bereich, der erodiert, wenn er diesen bürokratischen Selbstverständlichkeiten unterworfen wird.

Mit Warenförmigkeit und Kalkulierbarkeit werden auch Konkurrenz, Innovationsdruck und damit latente Unzufriedenheit zu Kategorien, die Beziehungsrealität beschreiben. Ehe und Partnerschaft geraten unter den Druck von Angebot und Nachfrage. In den Werbespots des

„Kopfkinos werden fortlaufend Filme und Filmsequenzen abgespult, die demonstrieren, wie es auch anders sein könnte. Die aktuelle Realität mit ihren Entscheidungen für einen bestimmten Partner [...] gerät angesichts der Inflation von Optionen unter fortwährenden Rechtfertigungsdruck und in ständige Relativierungsgefahr. Wer die Wahl hat, hört nicht auf zu phantasieren: Was wäre, wenn? [...] Die Angst sitzt dem einzelnen im Nacken, die falsche Wahl getroffen zu haben, und wiederholt beschleicht ihn das Gefühl: ‚Irgendwo wartet etwas Besseres auf mich.‘ Jede dauerhafte Festlegung bedeutet Verzicht und hat sich gegen den Stachel von der verlockenden Vielfalt zur Wehr zu setzen“ (Wintels 2000, 14).

5.3 Beschleunigung lässt Beziehungen keine Zeit

Ein dritter Gedanke zu gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, innerhalb derer Beziehung heute gelebt werden muss: Wir leben in einer Zeit, die geprägt ist von zunehmender Beschleunigung und der korrespondierenden Angst zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein, dem eigenen Leben atemlos hinterherzulaufen und das Eigentliche, „das Meiste, das Wichtigste und das Beste zu versäumen“ (Gronemeyer 1998, 46). Innerhalb der begrenzten Lebensspanne das „Überangebot der Welt“ (47), die Möglichkeiten, die prinzipiell erreichbar wären, auch nur annähernd auszuschöpfen, wird zur quälenden Unmöglichkeit. Der Konsumwaren- und Arbeitsmarkt, Technologien und medial vermittelte Informationen, ja gesellschaftliche Normalität als Ganze verändert

sich so schnell, dass die Angst den Anschluss zu verlieren nur allzu realistisch erscheint.

Ein beeindruckendes Gegenbild, das kontrastierend Überforderung und Hetze zunehmender Mobilität spürbar macht, entwirft schon 1955 die jüdische Dichterin Hilde Domin in ihrem Gedicht „Ziehende Landschaft“: „Man muss weggehen können / und doch sein wie ein Baum: / als bliebe die Wurzel im Boden, / als zöge die Landschaft und wir ständen fest“ (Domin 1987, 13). Wenn Verwurzelung aber zum utopischen Traumbild angesichts immer flüchtiger werdender Bezüge wird, hat dies fundamentale Folgen für Beziehungen: Auch diese Dynamik schafft überhöhte Ansprüche an Partnerschaften, die zu Gegenorten der Verwurzelung, Geborgenheit und Beheimatung werden sollen, die der realen Lebensgeschwindigkeit aber letztlich kaum etwas entgegensetzen können. Dies gilt um so mehr, als sie selbst dem Imperativ der Beschleunigung unterworfen sind. Die vom Arbeitsmarkt erzwungene Flexibilität fordert nicht selten den Abschied von unterstützenden Beziehungsnetzen und stellt immer öfter vor die unmenschliche Alternative zwischen einem (attraktiven) Arbeitsplatz und dem Aufrechterhalten einer Partnerschaft. Die wirtschaftliche Logik ist auch eine zeitlich vermittelte, ein Diktat der schnellen Rendite.

„Verloren geht das Vertrauen in die Verbesserungswürdigkeit und Verbesserungsmöglichkeit [des] Zusammenlebens. Es fehlt die Überzeugung, dass es für die persönliche [und die gemeinsame] Entwicklung ein Gewinn sein kann, längerdauernde Krisen in einer Partnerschaft durchzustehen“ (Willi 1991, 22).

Schließlich schafft Beschleunigung ein fundamentales Misstrauen in die Tragfähigkeit einer Beziehung.

„Wie soll ich mich an jemanden verlieren, wenn ich fürchten muss, ihn alsbald wieder zu verlieren? Jeder weiß, wer die auf ihn gesetzten Hoffnungen des anderen nicht auf Anhieb und auf Dauer erfüllt, muss damit rechnen, dass dieser seinen Honig woanders saugt. Die Geduld ist eine schnell erschöpfte Ressource geworden“ (Wintels 2000, 15).

6. Geschiedene als Projektionsflächen gesellschaftlicher Deformationen

Psychoanalytisch betrachtet ist es ein völlig normaler und unzählige Male beschriebener Prozess, dass sich Menschen dadurch entlasten – d.h. ihre Realität stabilisieren und lebbar machen –, dass sie schwer ertragbare Aspekte ihres Lebens ausblenden, abspalten und auf andere projizieren – sie haben „blinde Flecken“ und suchen sich „eine Sündenbock“. Um nicht einer Schuldlogik zu erliegen ist es wichtig zu wissen, dass dies zumeist unbewusste Prozesse sind. Die beschriebenen Deformationen durch Individualisierung, Marktförmigkeit und Beschleunigung prägen die gesamte moderne Gesellschaft und damit auch jede Beziehung, Ehe und Familie. Jede Partnerschaft wird von diesen Plausibilitäten, damit verbundenen Sehnsüchten und Kränkungen angefragt, jede kann potentiell daran scheitern. Dies ist einer der Preise, die tagtäglich kollektiv für die Errungenschaften der Moderne gezahlt werden.

Nun gibt es die Gruppe der Geschiedenen, die in unserer Gesellschaft für diese „unerträgliche Realität“ stehen, dass Beziehung – u.a. an diesen Rahmenbedingungen – scheitern kann. Damit liegt auf der Hand, welche Bilder in der Konfrontation mit Trennung und Scheidung entstehen können und verabsolutiert bei Geschiedenen abgeladen werden:

1. Geschiedene sind in der Projektion der eigenen Wünsche diejenigen, die sich aus ihren begrenzenden Beziehungen befreit haben. Sie können sich ganz sich selbst widmen, können auf dem Markt der Möglichkeiten wieder unbegrenzt handeln und haben endlich wieder Zeit und Energie für Neues und Besseres. Die Reaktion darauf ist ambivalent: entweder Neid auf die phantasierte Freiheit oder Unverständnis oder (unter Umständen moralisch überhöhte) Verachtung dafür, den Weg der Begrenzung verlassen zu haben, dem man selbst doch „mit guten Gründen“ verhaftet bleibt. Verborgene bleibt der Schatten: das Leid der Trennung.
2. Oder die Geschiedenen werden zur Projektionsfolie für Ängste und eigenes Unbehagen. Dann werden sie zum Gegenbild glücklichen Beziehungslebens. Dann wird gesehen, dass sie mit dem Verlust ihrer wichtigsten Beziehung wieder der Einsamkeit ausgesetzt sind, die der moderne Mensch als Schatten der Individualisierung nur allzu gut kennt und die er sich doch nicht eingestehen kann. Dann werden sie zu den Abgewählten im Kampf um Anerkennung auf dem Beziehungsmarkt, zu den „Losern“, gegen die man sich gerne im Schulterchluss mit den Scheidungsgewinnern abgrenzt und zu denen, die das Tempo unserer Zeit eben nicht mithalten konnten. Das gesehene Leid führt dann aber nicht zu solidarischem Handeln, sondern zu Abwertung. Die Geschiedenen haben allein den Schwarzen Peter und beweisen implizit, dass man selbst auf der Seite der Sieger steht.

7. Drei Gegenbilder

Drei Gegenbilder sollen als Modelle am Ende dieses zweiten Durchgangs stehen, mit denen man m.E. konstruktiv auf die belastenden Verzerrungen geschiedener und nicht-geschiedener Beziehungen antworten könnte.

7.1 Scheidung als generatives Thema

Der brasilianische Befreiungspädagoge Paulo Freire (1973) entwickelte im Rahmen seiner Alphabetisierungskampagnen das Konzept „generativer Themen“. Dies sind Themen, die dazu geeignet sind, wichtige Anliegen, Fragen und konkrete Probleme einer Gruppe zu bündeln und in einen sinnvollen (sprich für die Betroffenen einsichtigen) Zusammenhang zu bringen. Würde das Schicksal Geschiedener generatives Thema in einer Gemeinschaft, so wären sie nicht länger nur „Objekte sozialen Engagements“ (d.h. dass nicht länger solche, die sich für „gesund“ halten, zu „den Kranken“ gingen). Ziel wäre vielmehr, ausgehend vom Schicksal zerbrechender Familien, das Brüchige und Deformierte in allen Familien und Familienbildern, in Biografien und nicht zuletzt in der ganzen Gesellschaft zu thematisieren. Der (sicherlich hohe) Preis dafür wäre, sich aus der distanzierten, primär moralisch-wertenden und sich selbst entlastenden Position zu verabschieden und die Themen, die im Umkreis zerbrechender Familien aktualisiert werden, in den eigenen Kontexten wahrzunehmen.

7.2 Geschiedene als ProtagonistInnen

Das Psychodrama kennt als psychosoziales Gruppenverfahren die ständige Dynamik, dass Themen, die in einer Gruppe wichtig werden, immer an einzelne Personen gebunden sind; egal ob diese sich die Vorkämpferrolle für ein Anliegen mühsam erobern oder ob die Gruppe einem Teilnehmer diese Rolle gegen große Widerstände zuschiebt (fast immer ist es von beidem etwas). Das immer wiederkehrende Motiv ist, dass eine Person mit einem Thema ziemlich allein dasteht. Eben diese TeilnehmerInnen identifi-

ziert das Psychodrama als Protagonisten und spricht ihnen zwei Privilegien zu. Das Privileg auf der Bühne von ihrem Leben zu erzählen beschert ihnen die Aufmerksamkeit der Gruppe und die Sicherheit, dass ihre Themen wahr- und ernst genommen werden. Die gelebte Biografie lässt sich nicht mehr relativieren. Das Privileg des „Sharings“, der Phase des gemeinsamen Gesprächs nach der Bühnenarbeit, gewährleistet, dass die Protagonisten mit ihrem Thema nicht alleine bleiben. Indem die anderen aus der Gruppe ähnliche Erfahrungen erzählen, wird der Protagonist fest in der Gruppe verankert und die Gruppe versteht, wie sehr die Themen des Protagonisten doch alle angehen. Übertragen auf den Umgang mit Geschiedenen in unserer Gesellschaft bedeutet dies, dass sie Themen „auf die Bühne bringen“, die für die ganze Gesellschaft von höchster Bedeutung sind: Einsamkeit, die Verzweiflung über die Brüchigkeit von Beziehungen, die Sehnsucht nach Kontinuität und Verlässlichkeit, die Angst vor Anonymität und Beziehungslosigkeit, das Erschrecken über Beziehungsunfähigkeit und Egozentrismus, die Trauer über das Scheitern von Lebensträumen.

7.3 Ein biblisches Bild

Neben meiner Überzeugung, dass die Brüchigkeit von Beziehungen ein Thema ist, über das es einen breiten gesellschaftlichen Verständigungsprozess geben müsste, und dem Wunsch Getrennte und Geschiedene könnten mit ihrer individuellen biografischen Erfahrung LehrmeisterInnen in diesem Prozess sein, soll als dritte Handlungsoption ein wichtiges biblisches Bild stehen: Nach seiner Auferstehung gibt sich Jesus in der Begegnung mit seinen Jüngern durch zwei Gesten zu erkennen, die mir auch in der Auseinandersetzung mit Trennung und Scheidung unaufgebar erscheinen: durch den Friedensgruß und das Zeigen seiner Wunden (Joh 20, 19f.). Jesus steht zu seiner Verwundbarkeit und seinen bleibenden Verletzungen und er hält auch angesichts seines Schicksals noch an der alten jüdischen Utopie des Shalom fest, der Hoffnung darauf, dass es so etwas wie gerechten Frieden, Ganz-sein und Heil(-ung) als bleibenden Maßstab geben kann. Analog dazu könnte man benennen, wovon angesichts von Trennung und Scheidung zu reden wäre: von den Verletzungen und Beziehungssehnsüchten derer, die mit guten Gründen in Beziehungen leben, und derer, die sich mit guten Gründen daraus gelöst haben.

„HANDELN“

8. Einige Bemerkungen über eine wünschenswerte gesellschaftliche Praxis

Vor dem Hintergrund dieser Analysen ist es jetzt möglich einzelne Aspekte eines gelungenen gesellschaftlichen Umgangs mit getrennten Paaren zu skizzieren. Was wäre in einer Gesellschaft normal, die sich mit der Normalität von Trennung auseinandergesetzt hätte und die ihre Hoffnungen und Enttäuschungen bezüglich der Kontinuität intimer Beziehungen nicht auf Geschiedene projizieren müsste?

8.1 Die Entwicklung einer „Scheidungskultur“ und eines angemessenen Unterstützungsrahmens für den Trennungsprozess

Wäre die Gesellschaft (und die Kirche) mit dem Scheitern von Beziehungen versöhnt, so würde sich eine adäquate öffentliche (Symbol-)Sprache herausbilden, um diesem Entwicklungsschritt Ausdruck zu verleihen. Schneewind et al. stellen exemplarisch für die Entwicklung von (therapeutischen) Scheidungsritualen eine Zeremonie von Flo-

rence Kaslow vor. Diese nimmt in den Blick, wovon sich die Partner verabschieden (z.B. von Visionen, von Bildern des Anfangs und guten gemeinsamen Zeiten), sie weist die sich Trennenden auf FreundInnen, die die Zeit der Krise durchzustehen helfen, und sie gibt Raum für die Gefühle der Kinder und die Versicherung der Eltern, dass sie mit allen Kräften versuchen werden ihrer gemeinsamen Elternrolle gerecht zu werden (Schneewind et al. 1998, 1108).

Auch im Bereich der christlichen Kirchen gibt es Ansätze nach einer Symbolsprache zu suchen, die unterstützen kann, wenn der Tod der Liebe und nicht der leibliche Tod eine Beziehung scheidet. In Amerika ist es einer Internetnotiz zufolge bereits „beinahe Normalität“, den Abschied aus einer Beziehung auch rituell zu begehen. „Paare vergraben ihre Eheringe vor der Kapelle, geben sich die Ringe gegenseitig zurück oder schmelzen sie ein“, um einen Übergang öffentlich zu markieren und ihn verarbeitbar zu machen (Kirchenbote für den Kanton Zürich). In der Ostkirche ist für eine zweite Eheschließung ein eigener Trauritus vorgesehen, der die Aspekte der Buße und Vergeltung deutlich in den Mittelpunkt stellt. Es gibt also Ansätze von Ritualen und Konventionen, die mit Duss-von Werdt als „Anzeichen einer entstehenden Scheidungskultur“ interpretierbar sind und deren Ziel sein muss „Scheidung in das gesellschaftliche Leben zu integrieren, statt sie wegzustecken und moralisierend abzuwerten“ (Duss-von Werdt 2000, 38).

Neben einer öffentlichen Sprache und Konvention wäre es auch Teil einer Scheidungskultur Räume zur Verfügung zu stellen, innerhalb derer Trennungsprozesse geschützt thematisiert und gestaltet werden können. Hier gibt es Ansätze im Rahmen von Mediation, einem außergerichtlichen Prozess, dessen Einsatz zu eigenverantwortlichen, sanfteren und dennoch (oder gerade deshalb) gerechten Trennungen führen soll. Wesentliche psychosoziale Elemente und Grundhaltungen der Mediation sind nicht nur im Umfeld der Familienberatung entstanden, sie werden in der Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatung auch alltäglich praktiziert: Mediation lässt – so die Theorie – „die Probleme und ihre Sichtweise den ‚Eigentümern‘, nämlich den Ehepartnern“. Das Konzept bietet den Rahmen, in dem die beiden Lösungen selbst erarbeiten und damit auch als ihre eigenen betrachten können. „Das gelingt nur, wenn sie sich ein Mindestmaß an Vertrauen einräumen, einander auch im Konflikt achten und sie ihm, er ihr Raum gibt, hinhört, zu verstehen versucht. Mediation ist in diesem Sinn der Versuch, Würde und Respekt zu praktizieren“ (Duss-von Werdt 2000, 42). Während sich Mediation in Deutschland nur langsam einbürgert, ist sie im angloamerikanischen Bereich als fester Bestandteil des Trennungsprozesses etabliert.

Die Entwicklung einer Scheidungskultur könnte also ein Versuch sein für alle Phasen (die emotionale, gesetzliche und psychische Scheidung) und Dimensionen (die sozio-ökonomische, rechtliche und psychosoziale Scheidung) der Scheidung eine öffentliche Sprache und ein begleitendes Unterstützungssystem zu gestalten.

8.2 Gesellschaftliche Abfederung ökonomischer und psychosozialer Folgen

Ein weiteres Indiz, an dem man die gesellschaftliche Aussöhnung mit der Trennungsthematik unmittelbar ablesen könnte, wäre ein offensiver Diskurs darüber, wie man die ökonomischen und psychosozialen Belastungen, die in der Folge von Scheidungen entstehen, solidarisch mittragen könnte.

1. Ein erster zentraler Punkt wäre dabei die ökonomisch sehr angespannte Situation vieler Allein Erziehender.

2. Zweitens würden praktikable und finanzierbare Modelle der Kinderbetreuung und -erziehung entwickelt (ein Problem, dem auch jenseits des hier besprochenen Themas hohe Brisanz zukommt, wie der Elfte Kinder- und Jugendbericht betont; vgl. BMFSFJ 2002).
3. Schließlich bekäme das für die von Trennung und Scheidung betroffenen Kinder so wesentliche Ziel – die Elternebene modifiziert, aber wirksam und verlässlich zu erhalten, während die Paarebene getrennt wird – endlich ein angemessenes gesellschaftliches Interesse entgegengebracht, was sich in erprobten und selbstverständlich praktizierten Modellen niederschlagen würde. Die bereits durchgesetzte Regelung das Sorgerecht üblicherweise gemeinsam auszuüben ist hier ein erster juristischer Schritt in die richtige Richtung.

8.3 Abschied von einer Rhetorik der Normalfamilie

Die Frage nach alternativen Formen des Zusammenlebens ist gewiss keine neue, wohl aber eine – unter verschiedensten religiösen, bürgerlichen, verwaltungstechnischen, medialen oder beinahe beliebig anderen ideologischen Deckmäntelchen – lange kaum zugelassene. Vor über zehn Jahren hat der Soziologe Ulrich Beck (nicht nur seine eigene Zunft) darauf verwiesen, dass ein „gehöriges Maß empirisch verhärteten Wunschdenkens [...dazugehört], den sozial- und familienstrukturellen Formenwandel zu verkennen, der durch millionenfache Scheidung in vielen kleinen Schritten langfristig eingeleitet und durchgesetzt wird.“ Der verzweifelte Versuch familiale Realität weiterhin in Kategorien von Klein- oder Normalfamilien zu denken gehört eines Tages – so Beck – wohl in die „Kuriositätensammlung wissenschaftlicher Pauschalirrtümer“ (Beck 1990, 198f.). Die Prozesse der Bildung und Auflösung familialer Sozialformen, das Auseinanderfallen, die Umschichtungen, die Überlappungen unterschiedlicher Dimensionen und Wirklichkeiten innerhalb und zwischen ‚Familien‘ lassen Fortsetzungsfamilien komplexer und schwerer durchschaubar werden. „An die Stelle eines formalen familiären Organismus tritt immer mehr das momentane subjektive Soziogramm“ (Willi 1991, 141).

Jenseits der Abwehr der mit Trennung und Scheidung verknüpften Bedrohungen wäre der Weg frei für die Wertschätzung vielfältigerer Formen von zwischenmenschlichen Beziehungen. Es wäre der Weg gebahnt sich offen und kritisch damit auseinanderzusetzen, warum die Vorstellung mancher alternativ gedachten Sozialformen so viel Schrecken auslöst: Wenn Jürg Willi beispielsweise darauf verweist, dass familiäre Konstanz in manchen Milieus amerikanischer Schwarzer durch eine matrilineare Ausrichtung gewährleistet wird, innerhalb der die Mutter und die Großmutter mütterlicherseits eine entscheidende Rolle spielen, die Väter und ihre Herkunftsfamilien aber nur noch temporär angebunden sind (Willi 1991, 141), oder wenn vier Autorinnen in ihrer feministischen Flugschrift *Liebe zur Freiheit, Hunger nach Sinn* mit ähnlicher Stoßrichtung über den Beitrag von „Vätern und Mit-Erziehenden“ nachdenken oder spezifisch weibliche Lebensmodelle reflektieren (Wagener et al. 1999, 20-26). Analog zur Frage der Kindererziehung gilt bezüglich der Auseinandersetzung mit Lebens- und Beziehungsformen, dass das Denken von Alternativen nicht nur Geschiedene, sondern auch alle anderen, nicht zuletzt die oftmals isolierten und sich isolierenden „Normalfamilien“, spürbar entlasten würde.

Literatur

- Beck, Ulrich (1990), „Der späte Apfel Evas oder die Zukunft der Liebe“, in: Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim 1990, 184-221.
- Beck, Ulrich/Elisabeth Beck-Gernsheim (1990), *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990), „Freie Liebe, freie Scheidung. Zum Doppelgesicht von Freisetzungprozessen“, in: Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim, 1990, 105-134.
- Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ 2002), *Elfter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland*, Medien- und Kommunikations-GmbH, Berlin.
- Domin, Hilde (1987), *Gesammelte Gedichte*, Fischer, Frankfurt/Main.
- Duss-von Werdt, Joseph (2000), „Scheidung mit Würde und Respekt? Wege in eine Scheidungskultur“, in: Wolfgang Buchholz-Graf/Claudius Vergho (Hg.), *Beratung für Scheidungsfamilien. Das neue Kindschaftsrecht und professionelles Handeln der Verfahrensbeteiligten*, Juventa, Weinheim/München, 33-45.
- Freire, Paulo (1973), *Pädagogik der Unterdrückten. Bildung als Praxis der Freiheit*, Rowohlt, Reinbek.
- Gronemeyer, Marianne (1998), „Das Leben als letzte Gelegenheit. Der Zeit-Geist am Ende des Mittelalters“, in: Michael Schlagheck (Hg.), *Leben unter Zeit-Druck*, Kath. Akademie „Die Wolfsburg“, Mühlheim.
- Herrmann, Horst (2001), *Liebesbeziehungen – Lebensentwürfe. Eine Soziologie der Partnerschaft*, Telos, Münster.
- Hutter, Christoph (2000), *Psychodrama als experimentelle Theologie. Rekonstruktion der therapeutischen Philosophie Morenos aus praktisch-theologischer Perspektive*, LIT, Münster, 2. Aufl. 2002.
- Kirchenbote für den Kanton Zürich, „Ich wollte Gott mein Versprechen zurückgeben“, <http://www.kirchenbote.ch/zuerich/aktuell/scheidung.htm>.
- Kishon, Ephraim (1991), *Es war die Lerche*, Ullstein, Frankfurt/Main.
- Oerter Rolf/Leo Montada (1998) (Hg.), *Entwicklungspsychologie*, PVU, Weinheim, 4. korr. Aufl.
- Richter, Horst-Eberhard (1986), *Der Gotteskomplex. Die Geburt und die Krise des Glaubens an die Allmacht des Menschen*, Rowohlt, Reinbek.
- Richter, Horst-Eberhard (2001), *Wanderer zwischen den Fronten. Gedanken und Erinnerungen*, Ullstein, München.
- Schneewind, Klaus A./Gabriele Vierzigmann/Veronika Backmund (1998), „Scheidung“, in: Oerter/Montada 1998, 1101-1109.
- Todorov, Tzvetan (1998), *Abenteuer des Zusammenlebens. Versuch einer allgemeinen Anthropologie*, Fischer, Frankfurt/Main.
- Tucholsky, Kurt (1992), *Gedichte*, Rowohlt, Reinbek.
- Wagener, Ulrike/Dorothee Markert/Antje Schrupp/Andrea Günter (1999), *Liebe zur Freiheit, Hunger nach Sinn. Flugschrift über Weibewirtschaft und den Anfang der Politik*, Christel Götttert Verlag, Rüsselsheim.
- Willi, Jürg (1991), *Was hält Paare zusammen?*, Rowohlt, Reinbek.
- Wintels, Andreas (2000), *Individualisierung und Narzißmus. Analysen zur Zerstörung der Innenwelt*, Grünewald, Mainz.